

11. September 2040

Kurfürstendamm, Berlin

In der Nacht hatte er kein Auge zugetan. Das Pfeifen des Windes, das Prasseln des Starkregens an die Fensterscheiben, begleitet von Donnergrollen und Blitzen, hatten ihm den Schlaf geraubt. Jetzt saß er in der Kanzel des Hubschraubers mit durchnässter Kleidung und sah angestrengt nach draußen. Das Heizungsgebläse kämpfte, damit die Scheiben nicht beschlugen.

»Hast du ausreichend Sicht für deine Kamera, Niko?«, fragte er seinen Begleiter, während er krampfhaft versuchte, den Helikopter trotz der Windböen einigermaßen ruhig zu halten.

Niko Geller war der beste Kameramann des Fernsehsenders. Sie wurden bei vielen Katastrophen eingesetzt, um Livebilder für den Sender zu produzieren.

»Alles okay, Felix«, sagte Geller. »Wenn du noch ein bisschen tiefer gehen könntest, wäre das super.«

Felix Schuster verminderte die Flughöhe. Er wollte auf alle Fälle höher als die Gebäude fliegen, die am Rand der Verwüstungsschneise am Kurfürstendamm in Berlin stehen geblieben waren. Er durfte nicht riskieren, von einer Windböe in ein Haus gedrückt zu werden. Schuster riss sich zusammen und hielt den Helikopter einigermaßen stabil in der Luft.

Etwas entspannter blickte er auf die Szene unter sich. Der Kurfürstendamm hatte sich in einen Fluss verwandelt. Daraus hervor ragten seitlich Häuserruinen, zur Mitte hin die Kronen umgestürzter Bäume. Im Wasser trieben Autowrackteile. Feuerwehrleute in Schlauchbooten bargen verletzte Personen.

»Hast du das, Felix?«, rief er in das Mikrofon seines Helms.

»Ja, prima!«, rief Geller.

Während Schuster langsam den Helikopter über dem Kurfürstendamm schweben ließ, hielt Geller eifrig am Horizont Ausschau. Sie hatten den Auftrag erhalten, das Geschehen am Kurfürstendamm zu filmen. Der Sender hatte die Hoffnung, dass während ihres Flugs neue Riesen auftauchen würden. Damit könnten sie die weltweit ersten Livebilder von Riesen übertragen.

»Niko«, fragte Schuster, »meinst du wirklich, wir sollten uns nach einer Detonation den Riesen nähern? Ich halte das für äußerst gefährlich. Ver-

mutlich entwickelt sich ein wahnsinniges Kraftfeld um sie herum. Unser Helikopter könnte dadurch abstürzen.«

»Mach dir keine Sorgen«, sagte Geller ruhig, der offensichtlich besser geschlafen hatte. »So schnell wird Berlin nicht mehr von Riesen heimgesucht. Die sind viel zu sehr mit anderen Millionenstädten der Welt beschäftigt.«

»Okay«, sagte Schuster. »Ich drehe ab, wir fliegen zurück nach Berlin Mitte. Mach deine letzten Aufnahmen. Danach landen wir auf dem Dach des Senders.«

Er war froh, dass dieser Horrorflug bald zu Ende sein würde. Da barst plötzlich die Gedächtniskirche auseinander. Aus der Staubwolke, die selbst der Starkregen nicht verhindern konnte, wuchsen zwei riesige Gestalten hervor. Der Helikopter wurde wie von einer Wand zurückgestoßen.

Schuster reagierte blitzschnell, als die Warnleuchten auf der Armatur blinkten. Ihm war klar, dass sie in wenigen Sekunden abstürzen würden. Noch konnte er den Helikopter lenken, während er an Höhe verlor. Die Riesen bewegten sich Richtung Stadtmitte. Entschlossen setzte er den Helikopter mitten im Fluss auf dem Kurfürstendamm auf. Die Strömung war nicht besonders stark, die Kanzel ragte über das Wasser hinaus.

»Hast du das aufgenommen, Niko?«

»Ja, Felix. Die Bilder werden bereits in ganz Deutschland ausgestrahlt. Bald werden sie die internationalen Sender übernehmen.«

»Gut.«

»Wahnsinn, du warst eiskalt, als du die Kiste heruntergebracht hast. Deine Nerven möchte ich haben.«

Schuster schwieg. Geller hatte ja keine Ahnung davon, wie ihm wirklich zumute war. Gebannt sah er den Riesen nach, die mit zerstörerischer Wucht ihren Weg zum Potsdamer Platz angetreten hatten. Sie bewegten sich langsamer als ein Fußgänger. Aus den Nachrichten wusste Schuster, dass sie in allen Fällen etwa eine halbe Stunde lang unterwegs waren. Die machen jetzt einen Kilometer lang alles platt, was auf ihrem Weg liegt, dachte er.

Er bemerkte, wie Geller leblos in den Gurten hing.

»Niko!«, rief Schuster. »Komm zu dir!«

Hastig öffnete er seinen Gurt und legte den Helm ab. Er beugte sich zu Geller und nahm ihm den Helm ab. Geller war bleich und bewusstlos. Schuster schlug ihm auf die Wange.

»Niko, das können wir uns nicht leisten! Du darfst nicht schlappmachen! Wir sitzen sonst in der Klemme!«

Geller rührte sich nicht. Hoffentlich hatte er keinen Herzschlag durch den Kontakt mit der elektromagnetischen Wand bekommen. Er tastete nach dem Puls. Gott sei Dank schlug das Herz kräftig und regelmäßig.

Heizung und Gebläse waren ausgefallen. Die Scheiben beschlugen rasch. Eisige Kälte drang ins Innere. Schuster beschloss, mit dem bewegungslosen Geller in der Helikopterkanzel zu bleiben, bis sie gerettet würden. Er griff nach der Leuchtpistole, die unter seinem Sitz befestigt war, öffnete die Tür eine Handbreit und schoss senkrecht nach oben.

Ehe er die Tür schließen konnte, drangen Regenmassen in die Kanzel. Durch das beschlagene Plastikdach des Hubschraubers sah er, wie die leuchtend rote Kugel mit einem Feuerschweif in den Himmel stieg. Das musste genügen.

Er rüttelte an Gellers Schulter. Der kam langsam zu sich.

»Hast du meine Kamera, Felix?«, lallte Geller.

»Sie ist dir aus der Hand gefallen und liegt auf dem Boden, Niko. Leider ist da jetzt eine Pfütze.«

»Sie ist einigermaßen wasserbeständig«, sagte Geller schon etwas deutlicher. »Schalte Heizung und Lüftung ein, damit ich einen Rundumdreh machen kann. Aus dieser Perspektive haben wir bisher nicht gesendet.«

Schuster lachte. »Alle Funktionen sind ausgefallen, Niko. Träum weiter. Wir sitzen in der Falle und können nur hoffen, dass uns jemand findet.«

Geller setzte sich senkrecht in seinem Sitz auf. »Wie sollen die uns finden, Felix? Alle sind vor den Riesen geflüchtet. Hier hält sich niemand mehr in der Umgebung auf, der sich noch bewegen kann.«

»Warten wir es ab«, sagte Schuster. »Eines ist sicher. Wir werden gefunden, wir müssen nur bis dahin durchhalten.«

»Hast du etwas zu trinken dabei?«

»Nichts zu trinken und nichts zu essen«, antwortete Schuster. »Mach dir keine Sorgen, Niko. Mummel dich in deine Kleidung ein, um keine Wärme zu verlieren. Damit wir nicht einschlafen, erzählen wir uns jetzt die schönsten Erinnerungen an unsere gemeinsamen Abenteuer. Du fängst an.«

Niko Geller gehorchte und plapperte von ihrem Einsatz über dem brennenden Öltanker. Schuster hörte kaum zu. Er musste ihn beruhigen. Er durfte keinen hysterischen Anfall bekommen. Deshalb unterbrach Geller ihn nur selten und lobte ihn für seine Tapferkeit.

Irgendwann hämmerte jemand gegen den Helikopter. Schuster fuhr aus seiner Lethargie auf. Rasch öffnete er die Tür. Durch den strömenden

Regen, der sofort ins Innere der Kanzel peitschte, erkannte er die gelben Regenanzüge von Feuerwehrleuten, die ihm aus einem Schlauchboot zuwinkten.

»He, Leute, schön euch zu sehen!«, rief Geller.

Müde streckte Schuster den helfenden Händen einen Arm entgegen, die ihn behutsam aus dem Heli befreiten und ihn in das Boot hievt. Danach retteten sie Geller.

»Wir können euch nur bis zum nächsten Gebäude fahren. Die Helfer vor Ort werden euch dort mit Wolldecken versorgen!«, rief einer der Feuerwehrmänner über das Heulen des Außenbordmotors hinweg.

Das Boot schwenkte geschickt in eine Seitenstraße des Kurfürstendamms, wo keine Trümmer lagen. Schuster kletterte völlig durchnässt und zitternd vor Kälte eine Strickleiter hoch. Aus einem Fenster des ersten Stockwerks streckten sich ihm helfende Hände entgegen, die ihn in den Raum hinein-zogen. Geller folgte ihm. Seine Kamera hatte er gerettet und trug sie an einem Tragegurt.

Im Raum verteilten Männer und Frauen in Feuerwehruniformen Kaffee, den sie auf Spirituskochern gekocht hatten. Das Wasser entnahmen sie Trinkwasserflaschen. An den Wänden hockten in Decken gehüllte Leute. Dankend nahm Schuster eine Decke in Empfang und gab eine zweite an Geller weiter.

»Hier gibt es weder Wasser noch Strom«, flüsterte er ihm zu.

Sie wählten eine freie Ecke, um sich hinzusetzen, und drückten sich eng aneinander. Geller nahm seine Kamera und fing an zu filmen.

»Zeig ihre Gesichter in Nahaufnahme«, raunte Schuster ihm zu. »Die Welt soll erkennen, wie verzweifelt und hilflos wir Menschen sind.«

11. September 2040

Herrenhaus, MaHe Park

»Hast du sie alle erreicht, Gerald?«, fragte Judith.

Er hatte sich in seinem Lieblingssessel vor dem Kamin niedergelassen. Judith konnte ihre Aufregung kaum verbergen. Nur mühsam konnte sie ihren Kindern Noah und Esther vermitteln, dass sie sich keine Sorgen machen mussten. Das Wasser draußen war weiter gestiegen und plätscherte dicht unter dem Hauseingang. Noch zwei Zentimeter höher und das gesamte Erdgeschoss einschließlich Keller würde volllaufen. Der Regen hörte einfach nicht auf. Gewitter gab es dagegen keine mehr.

»Ich habe mit der Führungsriege gesprochen und ihnen erzählt, dass sich Dominik und Luisa bereit erklärt haben, sie mit ihrem wassertauglichen Wagen zu uns zu bringen, damit wir uns hier beraten können.«

»Und? Hattest du Erfolg?«, fragte Judith.

»Nur halb«, antwortete Gerald. »Fabian und Emma, Igor und Liz bleiben lieber zu Hause bei den Kindern. Nur Paul und Ulrike lassen sich hierher kutschieren. Daliah hat einen Nervenzusammenbruch, Jan bleibt bei ihr im Apartment.«

»Dann treffen wir also nur die vier?«

»Ja. Die anderen werden wir telefonisch über das Ergebnis unseres Gesprächs unterrichten.«

»Glaubst du«, fragte Judith weiter, »dass hier in ein paar Stunden das Wasser ins Haus eindringt?«

»Nein. Ich habe innerhalb der letzten Stunde keinen Anstieg des Wasserspiegels bemerkt. Der Starkregen ist unverändert. Zwischen dem höher gelegenen MaHe Park und den etwas tiefer liegenden Feldern in der Umgebung hat sich offensichtlich ein Gleichgewicht eingestellt.«

»Gott sei Dank«, flüsterte Judith.

Es läutete an der Haustür. Wolf, der neben Gerald auf dem Boden gelegen hatte, sprang bellend auf und lief zur Haustür. Dominik Friesecke hatte direkt vor der Tür geparkt und ließ seine Frau Luisa so aussteigen, dass sie bei geöffneter Haustür keine nassen Füße bekam. Ulrike Gronau schälte sich vom Rücksitz. Paul Dreier rutschte auf die andere Seite und folgte ihr. Dominik Friesecke bildete das Schlusslicht.

»Ich begrüße euch herzlich«, sagte Judith.

»Ist es nicht schwierig hierherzufahren, Dominik?«, erkundigte sich Gerald. »Du darfst auf keinen Fall von der Straße abkommen.«

»Das ist das kleinste Problem«, sagte Friehecke. »Ich fahre einfach mitten zwischen den Bäumen hindurch, die zu beiden Seiten aufragen. Da passiert nichts.«

Sie setzten sich in die Sessel vor dem Kaminfeuer.

»Schön habt ihr es, Judith«, sagte Luisa. »Und vielen Dank noch mal, dass wir das Bauernhaus bewohnen dürfen. Die Sockel der Häuser sind glücklicherweise hoch genug.«

»Aus Berlin kommt kein Normalsterblicher mehr heraus«, sagte Friehecke. »Als Transportmittel dienen nur noch Hubschrauber für den Notfall.«

»Wenn die Vorräte aufgebraucht sind, können die Menschen, die sich in die oberen Etagen flüchten konnten, nicht mehr ernährt werden. Die Dörfer an den Rändern der Wüstenregionen gibt es wahrscheinlich gar nicht mehr.« Judith verkrampfte ihre Hände, sodass die Knöchel weiß wurden.

»Wir schalten schon gar nicht mehr den Fernseher ein«, sagte Ulrike. »Man sieht nur noch Regierungssprecher, die die Bevölkerung beruhigen und zum Durchhalten ermahnen. Dann kommen Luftbilder von den verwüsteten Metropolen und den riesigen Überschwemmungen der Bergregionen.«

»Ich möchte nicht wissen, wie viel Prozent der Weltbevölkerung bereits tot ist«, sagte Paul Dreier.

Gerald richtete sich in seinem Sessel auf. »Wir sind nicht hier, um zu klagen. Ich habe euch hergebeten, um einen Plan zu entwickeln, wie es nach der Sintflut weitergehen kann.«

»Du meinst, es hört bald auf zu regnen?«, fragte Ulrike.

Gerald nickte. »Ich habe in letzter Zeit häufig mental mit der Matrix kommuniziert. Sie ist der Meinung, dass die Erzeugung des Dauerregens um den gesamten Globus herum so viel Energie erfordert, dass er nicht mehr lange aufrechterhalten werden kann. Danach wird es etwa eine Woche dauern, bis das Wasser einigermaßen abgelaufen ist. Anschließend erfolgt die eigentliche Invasion der Titanen.«

»Dann sollten unsere Regierungen alle verbliebenen militärischen Kräfte mobilisieren, um die Invasion zu verhindern«, warf Friehecke ein.

»Das wird kaum etwas nützen«, sagte Gerald. »Die Gegner werden unsichtbar sein und Waffen verwenden, die wir nicht kennen.«

»Woher weißt du das nun wieder?«, fragte Ulrike.

»Die Matrix hat uns heute Morgen darüber informiert«, sagte Gerald, »dass es sich bei den Riesen um Hologramme handelt, die interaktiv mit Materie agieren. Innerhalb der Riesen befinden sich Titanen, die eine Tarnkappentechnik einsetzen.«

»Und du meinst, es käme jetzt eine Invasionsarmee von Riesen, in denen sich die Titanen verstecken?«

»Nein, Ulrike.« Gerald lächelte. »So viel Energie besitzen die Titanen nicht, um eine ganze Armee von Riesen aufzustellen.«

»Was macht dich da so sicher?«, fragte Friesecke.

»Weil um den ganzen Erdball immer nur eine Stadt betroffen ist, in der auf einmal Riesen erscheinen. Sie brechen ihre Verwüstung nach einer halben Stunde ab, damit wieder genügend Energie für andere Riesen in einer anderen Stadt zur Verfügung steht. Das heißt, die Titanen können, wie sich langsam zeigt, maximal fünf Riesen gleichzeitig bewegen. Allein mit der Zerstörung unserer Innenstädte können die Titanen keinen Krieg beginnen. Nach dem Abfluss des Wassers müssen sie rund um den Erdball Millionen von Soldaten einsetzen, um uns zu bezwingen. Sie werden alle unsichtbar sein.«

»Jetzt habe ich es kapiert«, sagte Paul.

Judith merkte, dass auch Gerald langsam am Ende seiner Kräfte war. Er durfte nicht die Nerven verlieren. Er war mit der Matrix zusammen ihr Fels in der Brandung. Sie löste die Hände und ergriff seine Linke.

»Deine Hände sind ja ganz kalt«, sagte Gerald.

»Ja«, erwiderte Judith sanft, »und das am offenen Feuer. Es fällt uns allen schwer, Ruhe zu bewahren. Wir setzen unser volles Vertrauen in dich und die Matrix, einen Ausweg zu finden.«

Gerald entspannte sich etwas. Wolf spitzte die Ohren und blickte zwischen ihnen hin und her. So ein intelligentes Tier habe ich noch nie erlebt, dachte sie. Wolf scheint uns wirklich zu verstehen.

»Was schlägst du vor, Gerald, worauf wir uns jetzt konzentrieren sollten?«, fragte Luisa.

»Es geht um zwei Dinge«, gab Gerald zurück. »Erstens muss die gesamte Mannschaft an der Entschlüsselung der Tarntechnik arbeiten. Zweitens müssen wir einen Weg finden, die Membran zu der Parallelwelt zu schließen. Mit den anderen Führungsmitgliedern müssen wir digital an beiden Problemen arbeiten. Ich werde jedem eine Aufgabe zuweisen.«

»Du hast den dritten Punkt vergessen«, sagte Ulrike.

»Und der wäre?«, fragte Gerald.

»Die physische Auseinandersetzung mit den Titanen. Spätestens mit dem Friedensgespräch wissen die Titanen, von welchem Zentrum aus der Widerstand agiert. In der ersten Invasionswelle werden sie versuchen, alles Leben im MaHe Park auszulöschen.«

»Dagegen können wir nichts unternehmen«, sagte Judith. »Sie lassen hier einen Riesen auftreten, der uns alle zerstört.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Gerald. »Die Riesen brechen regelmäßig in einer Metropole aus. Sie sind, aus welchen Gründen auch immer, auf die Innenstädte fixiert. Bisher wurde kein Riese auf dem Land gesichtet. Ich ahne den Zusammenhang. Auf alle Fälle werden wir es mit unsichtbaren Bodentruppen zu tun haben.«

»Dann schlage ich vor«, sagte Ulrike, »dass wir die ganze *Koala*-Besatzung der Insel War unter Führung von Patrick zu uns kommen lassen, um uns in irgendeiner Form verteidigen zu können.«

»Den Gedanken hatte ich auch«, erwiderte Gerald. »Bis zum Ablauf des Wassers müssen wir irgendwie die Tarnkappentechnik geknackt haben. Sonst hat auch *Koala* keine Chance.«

»Vielleicht ist es kein digitales Problem«, warf Judith ein. »Vielleicht können wir die Tarnkappen durch Gegenstände oder Gase zumindest zeitweilig in ihrer Wirkung beschränken.«

»Du hast recht«, sagte Gerald. »Uns fehlt nur leider ein Versuchsobjekt, bis sie bei uns auftauchen. In den holografischen Riesen können wir sie wegen der magnetischen Mauer nicht angreifen.«

»Es ist zum Verzweifeln«, murmelte Ulrike. »Trotzdem lasse ich die *Koala*-Aktivisten einfliegen, sobald eine Flugmöglichkeit besteht.«